

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 64 (1987)
Heft: 8

Artikel: Denkmalpflegerische Dienste im Ausland. 3
Autor: Lauber, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1031148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kirche, dass sie sie ernst nimmt und glaubt, dass sie fähig sind, sich die grossen Fragen des Lebens zu stellen, dass sie sich bemüht, ihren Glauben und all das, was sie am Glauben hindert, kennenzulernen. Sie möchten Gott und Jesus Christus in ihrem eigenen Leben entdecken und nicht damit warten bis sie ein besseres Leben haben. Bei ihrer Begegnung mit Papst Johannes Paul II., anlässlich seines Besuches in der Schweiz, sagte eine Delegation von Jugendlichen der Vierten Welt:

«Wir wollen all das, was unser Leben ausmacht, mit der Kirche und mit allen Christen teilen. Wir hoffen, dass die Kirche immer die Gemeinschaft sein wird, die die Ärmsten aufnimmt.»

Vielleicht liegt hier der Schlüssel zur Erneuerung der Kirche, die so viele Christen sich sehnlichst wünschen. Père Joseph ist jedenfalls überzeugt, dass die Kirche nur Kirche sein kann, wenn sie die Ärmsten ins Zentrum stellt. Papst Johannes Paul II. hat ihm darin Recht gegeben als er 1982 einer Delegation von Jugendlichen aus der Vierten Welt aus verschiedenen Kontinenten und mit verschiedenen Religionen sagte:

«Durch euren gemeinsamen Einsatz habt ihr an Christus teil. Das heisst, dass ihr seine Kirche bildet, denn die Kirche ist die Gemeinschaft der Armen, derer, die Christus nahe sind.»

¹ Hélène Beyeler-Von Burg, «Schweizer ohne Namen, die Heimatlosen von Heute». Verlag Science et Service. Treyvaux, 1985.

² Père Joseph Wrésinski, «Les Pauvres, rencontre du vrai Dieu». Verlag Cerf/Science et Service. 1986. (Dieses Buch und die anderen Bücher von Père Joseph sind leider bis jetzt nicht ins Deutsche übersetzt.)

Auskünfte über die Bewegung ATD Vierte Welt und über Möglichkeiten, sich zu engagieren, erhält man im Schweizerischen Sekretariat. Dort kann man auch die erwähnten Bücher bestellen.

Adresse: Bewegung ATD Vierte Welt,
1711 Treyvaux FR, Telefon 037/33 11 66.

Denkmalpflegerische Dienste im Ausland 3

von Fritz Lauber, Basel

Das durch Versteigerung bedrohte Bürgeln

Schloss Bürgeln, hoch über den Weinbergen des Markgräfler Landes gelegen, gilt als Perle dieser Landschaft. Hier war das Adelsgeschlecht der Herren von Kaltenbach begütert. 1103, als deren Kinder erwachsen waren, traten Ritter Werner von Kaltenbach und seine beiden Söhne in das Kloster St. Blasien, die Gemahlin und Mutter Ita, aus einem rätischen Adelsgeschlecht, in das unweit St. Blasien gelegene Frauenstift Berau ein: und ihre Besitzungen in Bürgeln und Umgebung schenkten sie 1125 dem Benediktiner-Konvent St. Blasien. Dieses Kloster, bekannt nicht nur für strenge Zucht und Eifer, sondern auch für eine vorbildliche Güterverwaltung, schickte den älteren Sohn Werner wieder zurück auf die ehemals elterlichen Güter: als Probst von St. Blasien. So wurde Bürgeln 1125 eine Probstei des genannten Klosters und blieb dies bis zu dessen Aufhebung im Jahre 1806.

Nach manchen Bränden, Verwüstungen und Neuerrichtungen entschlossen sich in der Glanzperiode des 18. Jahrhunderts Probst Alois Mader von Bürgeln und Fürstabt Mainrad Troder von St. Blasien zum völligen Neubau eines Schlosses (Probstei und Amtsschloss) nach den damals modernsten Stilprinzipien des Rokoko; mit der Planung wurde Baumeister Franz Anton Bagnato, der zusammen mit seinem Vater Giovanni Gasparo Bagnato schon in St. Blasien tätig gewesen war, beauftragt. Von Johann Kaspar Bagnato stammt in unseren Bereichen etwa die feinfühligste Umwandlung des Domes im basellandschaftlichen Arlesheim in den Rokoko-Stil. In Bürgeln weist der vornehme Sitz in seiner zurückhaltenden Ausgestaltung Ähnlichkeiten auf mit den Erschei-



Schloss Bürgeln.

nungsbildern eigener Bauwerke jener Epoche in unserer Stadt oder deren näherer Umgebung. Die Aufhebung des Klosters St. Blasien 1806 beraubte auch Bürgeln seines Eigentümers und Animators. Nach wechselndem Privatbesitz im 19. Jahrhundert war 1920 das Ende, die drohende Versteigerung für Bürgeln gekommen. Da konstituierte sich gleichsam über Nacht als Notgemeinschaft aus Bürgern, Gemeinden und Landkreisen der Bürgelnbund und erwarb das ganze Anwesen. Er wahrt noch heute seine Eigentümerrechte und sein einziger Daseinszweck ist die Erhaltung und Pflege dieses Kleinods, welches mit Kapelle, Bildersaal, einer Flucht von reichgeschmückten Repräsentationsräumen sowie mit der Darstellung

von st. blasianischen Amtsschlössern und mit einer grossen Zahl von Wohltätern des Schwarzwälder Benediktinerklosters im Laufe seiner langen Vergangenheit dem Kunst- und Geschichtsfreund vieles zu bieten hat.

Nach 1920 übergab der Bürgelnbund das Schloss mietweise dem begüterten Kommerzienrat Dr. Zichler, der ein grosser Kulturfreund war und enorme Mittel in den von ihm gemieteten herrschaftlichen Sitz investierte. Er liess das ganze Anwesen mit grossem finanziellem Einsatz und etlichem Geschmack auf recht ansprechende Art unter völliger Übernahme der Kosten herrichten sowie vieles Fehlende ergänzen.

Nachkommen dieser verdienstvollen Persönlich-

keit, welche u. a. ebenfalls die Ausstattung des Schlosses geerbt hatten, wollten jedoch auch alle diese Dinge – Bilder, Möbel, Cheminées, Kachelöfen, Leuchter und dergleichen mehr – verkaufen. Sie wandten sich deshalb an ein Auktionshaus, das 1957 mittels eines Kataloges alle jene Ausstattungsgegenstände zur Versteigerung ausschrieb. Da auch mir ein solches Verzeichnis zum Kauf besagter Objekte zuing, setzte ich mich voller innerer Unruhe schnell mit dem damaligen Präsidenten des Bürgelnbundes in Verbindung. Auch dieser war von dem Geschehen völlig überrascht, vermochte aber im allerletzten Moment, gestützt auf gemeinsam unternommene Anstrengungen und dabei erlangte finanzielle Mittel, verschiedene wichtige Inventarstücke für Bürgeln zu retten.

Im Sommer 1978 wurde ich wieder einmal dringend an einem Samstag nachmittag zu einer wichtigen Abklärung nach Bürgeln eingeladen. Die ganze Aussenrenovierung der Gebäulichkeit stand unmittelbar bevor, und zwar unterstützt von namhaften Zuschüssen der Baden-Württembergischen Denkmalpflege. Über die Farbgebung war man sich jedoch uneins. Die Herren des Bürgelnbundes, also die Eigentümer, glaubten allesamt am bisher vorhandenen Hellbeige-Grau festhalten zu müssen, wahrscheinlich aus Gewöhnung und vielleicht ebenfalls in freundlichem Gedenken an jenen grosszügigen Kommerzienrat, der als Mieter das Schloss so pfleglich auf seine Rechnung behandelte und auch das kühle Kolorit der Fassaden bestimmte. Im Gegensatz dazu wollte mein lieber junger Amtsbruder Hans Jakob Wörner vom Freiburger Amt eher eine weiss-rote Farbgebung, wie sie für die Bauten der Bagnato charakteristisch ist und sie sich aus alten Abbildungen erschliessen lässt sowie auch durch den Befund belegt werden kann. Ohne Kenntnis dieses Wunsch- und Wissensstände befragt, empfahl ich, sich von den kühlen, klassizistischen Tönen abzuwenden und die Verputzflächen in einem gebrochenen Weiss zu halten, die tektonischen Glieder wie Sockel, Ecklisenen, Dachgesimse und Öffnungseinfassungen im barocken Basler Sandstein-Rot sowie die Fensterläden mit einem hellen

blautichigen Grau zu streichen. Das sind alles Kolorite, die man durch Sondierung an Ort und Stelle noch finden sollte. Diese Freilegung der ursprünglichen Farbschichten ist anschliessend vorgenommen worden und bestätigte sowohl meine Vorstellungen als auch die Erwartungen meines jungen Freiburger Kollegen. Beglückt, die richtige Lösung gefunden zu haben, freuten wir uns alle abends noch bei Speis und Trank.

Die gut erhaltenen Weinbauerndörfer Blansingen und Alt-Weil

1979 bin ich vom Leiter jener zuständigen Amtsstelle, welcher die Dorfentwicklung in Baden-Württemberg zu fördern hat, zur Teilnahme an Besprechungen solcher Belange als sachkundiger Gast aus dem Ausland nach Alt-Weil eingeladen worden. Nach Erörterung aller Grundsatzfragen, bei der man bald eine völlige Übereinstimmung erreichte, ging es letztlich noch darum zu bestimmen, welche ländlichen Siedlungen im südlichen Bereiche des Markgräfler Landes es verdienen, in ein solches Programm als kräftig subventionierte Vorbilder einbezogen zu werden.

Gestützt auf mir gut bekannte und in ihren wesentlichen Strukturen noch intakt überlieferte Orte mit geschlossener körperlich-räumlicher Siedlungsgestalt nannte ich zwei solche Objekte in der Nähe Basels, welche völlig verschiedenartig situiert sind. Das eine war das Weinbauerndorf Blansingen auf der Hochebene des Kreisberges über Kleinkembs, in relativer Rheinnähe gelegen. Hier gehen die Bewohner noch in überwiegender Zahl ihrer ortsgebundenen landwirtschaftlichen Tätigkeit nach und verbringen fast abseits vom Verkehr sowie unbedrängt von hektischem Baugehen in ihren hübschen, zum Teil noch unversehrten Häusern ein beschauliches Dasein. Die Vergangenheit von Blansingen, wenigstens soweit sie mir in ihren wesentlichen Zügen bekannt ist, findet sich bei der zuvor geschilderten Wiederauf-



Weil am Rhein. Ansicht des Dorfes.

deckung der Ausmalung des Innern seiner Peterskirche angeführt.

Der empfohlene andere Ort war das ehemalige Weinbauerdorf Weil, welches sich jenseits des Wiesenflusses unseres grossen Wohndorfes Riehen befindet und den historischen Kern der heutigen Stadt Weil am Rhein bildet. Dort werden die Einwohner dauernd stark vom motorisierten Verkehr gestört, verfügen aber immer noch über erstaunlich schöne ländliche Häuslichkeiten. Da oftmals des Fremden Vorschläge eher angenommen werden als jene der Einheimischen, wurden auch die meinen hier unbestritten akzeptiert. Möge es beiden Orten gelingen, das gute Alte sorgfältig zu bewahren und das notwendig werdende Neue

harmonisch beizufügen. Das ehemalige Dorf Weil, welches sich in den letzten Dezennien zu einem Stadtkern entwickelt hat, weist noch eine reiche und interessante Geschichte auf, die hier folgen soll.

786 wird Weil (Alt-Weil) als Gut des Klosters St. Gallen erstmals urkundlich erwähnt. Von der karolingischen Kirche im Zentrum von Alt-Weil, die auf der anderen Seite des heutigen spätgotischen Kirchturmes lag, hat sich der Grundriss erhalten. Im weiteren Verlauf des Mittelalters ist im Dorf Grundbesitz zahlreicher anderer Monasterien, vor allem solchen von Basel nachzuweisen; man hat davon Kenntnis, dass schon früh die Weinlagen um Weil (Wiler «Schlipf» im Rutsch-

gebiet oberhalb des Ortes angebaut) begehrt waren. Auch besass etwa das Kloster Klingental ein grösseres Gut in Otterbach.

Von den Herren von Rötteln ging das Dorf an die Herren von Üsenberg und 1361 von diesen an die Markgrafen von Hachberg-Sausenburg über. Aus dem 15./16. Jahrhundert wissen wir, dass zahlreiche Grundherren im Dorf «Höfe» hatten, zu den bekanntesten gehörte der heute noch bestehende Bläsihof, eine Schaffnei des Klosters St. Blasien, die Abt Kaspar II. 1571 im wesentlichen in der heutigen Form errichten liess, oder das ebenfalls noch bestehende «Staffelhaus», der frühere Sitz des Röttler Landeskommisariats aus dem 16. Jahrhundert (Umbaudatum 1607), oder das «Schlössli» aus dem Jahre 1563, welches eine Zeitlang Baslern Patriziern gehörte; und schliesslich ist der ebenfalls noch bestehende Maierhof (16./18. Jahrhundert) zu erwähnen. Das Schloss Friedlingen, zuerst den Herren von Rötteln, dann den Herren von Münchenstein und dann den Markgrafen von Hachberg-Sausenburg gehörig, ging im Spanischen Erbfolgekrieg 1702 unter. Noch wohl erhalten in Alt-Weil ist die evangelische Kirche aus dem 18. Jahrhundert.

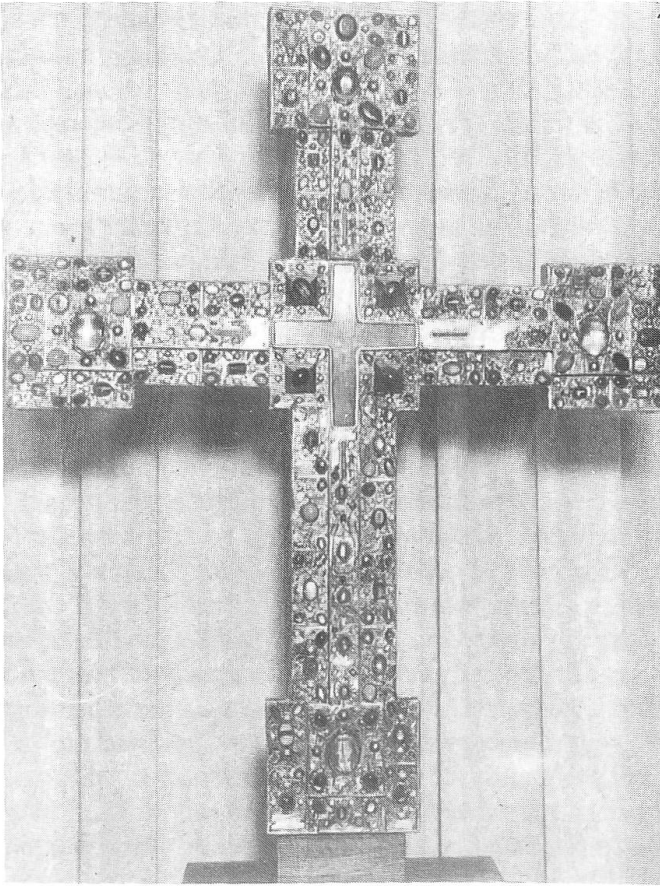
An die lange und sehr intensive Verbindung Weils mit Basel erinnert der 1569 vom hohen Basler Stift errichtete Domhof, der als prachtvolles Hofgut noch vorhanden ist und seit 1702 als evangelisches Pfarrhaus besteht. Hier lebten an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert Pfarrer Günthert und Gustave Fecht (1768 bis 1828), Johann Peter Hebels langjährige Freundin, die hier auch ihre letzte Ruhestätte fand (Grabstein am Chor der Kirche).

Im Zuge der Bahnanlagen und der Industrialisierung erfuhren neue Ortsteile wie Leopoldshöhe eine enorme Ausweitung, die sich nach dem 2. Weltkrieg noch beschleunigt fortsetzte; sie wurden 1929 mit Alt-Weil, das seinen Charakter als Weinbauerdorf bis heute bewahrte, zur Gemeinde «Weil am Rhein» zusammengefasst.

Die grosse Jubiläumsausstellung des ehemaligen Klosters St. Blasien

Die Anfänge der Benediktiner-Abtei St. Blasien gehen ins 9. Jahrhundert zurück. Besondere Bautätigkeiten sind uns aus dem 11. und 12. Jahrhundert bekannt, als mit dem Alten Münster 1013–1036 und dem Neuen Münster 1078–1108 zwei romanische Klosterkirchen entstanden. Schon früh wurde das Monasterium – hauptsächlich durch fromme Stiftungen – zu einem Grossgrundbesitzer. Nachdem der Konvent zunächst andere Schirmherren hatte, kam er im 13. Jahrhundert endgültig zu Habsburg und wurde zu einem überaus treuen Sachwalter dieses Herrscherhauses. Nach Rückschlägen durch Brände und den Bauernkrieg setzte im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert wieder eine rege Bautätigkeit ein, besonders in der Regierungszeit der Äbte Caspar I., Caspar II. und Martin I. Von dem letzteren konnte 1609 bzw. 1613 die reichsunmittelbare Herrschaft Bonndorf erworben werden. Dies war für die ganze folgende Entwicklung wesentlich, da St. Blasien jetzt wenigstens in einem Teil seines Gebietes reichsunmittelbar, d. h. selbständig und seinem alten Schirmherrn Habsburg ebenbürtig wurde.

Eine besondere Glanzzeit war freilich das 18. Jahrhundert. 1746 wurde der grosse Barockabt Franz II. Schächtelin für sich und seine Nachfolger in den Reichsfürstenstand erhoben. Dieser Vorsteher der Mönchsgemeinschaft war es auch, der mit Ausnahme des Neuen Münsters den aus vielen Einzelgebäuden seit dem Mittelalter zusammengewachsenen Klosterkomplex niederlegen und die heute noch vorhandene einheitlich barock konzipierte Gebäudeanlage durch den Vorarlberger Architekten Johann Michael Beer 1728 bis 1742 errichten und von den ersten Künstlern der Zeit ausstatten liess. Die Freude am dadurch Erreichten währte nur kurz, denn schon 1768 vernichtete sie ein Grossbrand weitgehend. So wurde auch der damals regierende Fürstabt Martin II. Gerbert zu einem grossen Bauherrn in der Geschichte des Klosters. Er liess sozusagen die ganze Baugruppe



St. Blasien: Adelheidkreuz (12. Jh., Kopie).

in den alten Formen jedoch mit zeitgenössischen, d. h. frühklassizistischen Ausstattungen wiedererstehen, riss aber die Reste des Neuen Münsters ab und errichtete an seiner Stelle ein völlig neues Gotteshaus nach den damals modernsten Stilprinzipien, jenen des Frühklassizismus; für diese Aufgabe gewann er einen französischen Architekten, Pierre Michael d'Ixnard. 1783 hat man die neue Klosterkirche vollendet und mit grossen Feierlichkeiten eingeweiht. 1806 wurde das Benediktinerkloster St. Blasien nach rund 1000jährigem Bestehen aufgehoben, der Abt und der grösste Teil der Mönche wanderten nach Österreich aus, wo sie in St. Paul im Lavanttal eine neue Zuflucht fanden.

Im Schwarzwald wurden dann die einstigen Klostergebäude für Grossgewerbe genutzt. Jene Industriebetriebe bestanden bis 1931. 1933/34 erwarb der Jesuitenorden die Gebäulichkeiten und richtete in ihnen das nach der Unterbrechung von 1938–1945 noch heute bestehende Jesuitenkolleg ein. Dieses wurde 1977 von einem Grossbrand heimgesucht, dem bis 1983 grundlegende Wiederaufbau-, Restaurierungs- und Sanierungsarbeiten folgten, die mein Freund Hans Jakob Wörner in 7jähriger schwerer Arbeit leitete. Den weitgehenden Abschluss des umfangreichen Unternehmens beging man zum zweihundertsten Weihejubiläum des Domes, der ehemaligen Klosterkirche, mit einer grossen historischen Ausstellung.

Deshalb bildete sich im Jahre 1981 bereits ein Organisationsausschuss zur Durchführung dieser geschichtlichen Schau des damals 1000 Jahre alt gewordenen ehemaligen Benediktinerklosters in St. Blasien und seiner 200jährigen Domfeier. Dieser Kommission gehörte ich als einziger Ausländer an. Während den Vorbereitungsarbeiten entschied das erwähnte Gremium u. a. auch, dass einige der erlesensten Schätze, welche st.-blasiani-sche Mönche bei der Aufhebung ihres Klosters und der Einziehung seiner Besitzungen durch den Staat anno 1806 auf ihrer Auswanderung nach Österreich mitnahmen, die Hauptattraktion der Ausstellung bilden sollten. Das Ziel bei der Umsiedlung des Konvents, wie bereits angetönt, war damals das leerstehende Stift St. Paul im weit entfernten Kärntner Lavanttal.

Unter den für die Jubiläumsschau gewünschten Kostbarkeiten musste sich unbedingt das wichtigste Stück, jenes berühmte Adelheidkreuz befinden, dem eine ganz besondere Anziehungskraft beigemessen wurde. Dieser Gegenstand ist ein Reliquienkreuz, welches aus dem Jahre 1025 stammt. Ihm kommt innerhalb der romanischen Goldschmiedearbeit tatsächlich eine ganz spezielle Bedeutung zu. Es gilt nicht nur als das reichste ausgebildete kirchliche Filigranhandwerkserzeugnis aus vergoldetem und graviertem Silberblech mit Edelsteinbesatz, sondern es stellt auch umfänglich das Grösste aus seiner Zeit – mindestens

in ganz Süddeutschland – dar. Obschon fast einheitlich in Erscheinung tretend, hat es im Verlauf vieler Jahrhunderte einige Ergänzungen und Veränderungen erfahren, ohne jedoch an Gehalt einzubüssen.

Da ich Zweifel hatte, dass Österreich, zu dessen Nationalbesitz diese Kostbarkeit heute zählt, es ausleihen und wenn schon dies hohe Transport- und Versicherungskosten verschlingen würde, schlug ich, auch im Sinne eines vernünftigen Kulturgüterschutzes vor, eine originalgetreue Kopie anfertigen zu lassen. Da auf unsere Anfrage hin sowohl der eine wie der andere Vorschlag abgelehnt wurde, stellte ich mich als persönlicher Freund des Präsidenten des Österreichischen Bundesdenkmalpflegeamtes, Dr. Erwin Thalhammer, als dem in dieser Sache zuständigen Chefbeamten in Wien zu einer Besprechung in St. Paul zur Verfügung. Begleitet und unterstützt von meinem jungen Freiburger Amtsbruder Wörner gelang es, in zwei halbtägigen Verhandlungen in der Schatzkammer von St. Paul glücklicherweise die Erlaubnis zu erhalten, durch einen zuvor bestimmten Spezialisten unter konservatorischer Aufsicht in der österreichischen Hauptstadt eine originalgetreue Kopie anzufertigen.

Diese Nachbildung war einer der attraktivsten Gegenstände der Jubiläumsschau im Stiftsgebäude von St. Blasien, welche vom 2. Juli bis 2. November 1983 von über 70 000 Personen bewundert wurde. Heute ist die Kopie im Besitz des Kollegs St. Blasien, hat in der dortigen Hauskapelle einen Ehrenplatz gefunden und bietet Gewähr, dass bei einem allfälligen Verlust des einen Stückes doch noch ein zweites vorhanden ist.

Die Jahrestagungen der Länderkonservatoren in der Bundesrepublik

Als Ergänzung muss hier noch beigelegt werden, dass sich die deutschen Amtskollegen alljährlich Anfang Juni zu einer einwöchigen Tagung jedes Mal auf einem anderen deutschen Bundesterrito-

rium zum Gedankenaustausch versammeln. Seit einigen Jahrzehnten hat sich das ursprünglich nationale durch die Teilnahme von Vertretern fast aller abendländischen Staaten zu einem europäischen Fachtreffen erweitert. Zu diesen Veranstaltungen der «Vereinigung der Landesdenkmalpfleger» in der Bundesrepublik bin ich in den letzten drei Dezennien beinahe immer eingeladen gewesen. An den diesbezüglichen Sitzungen wurden und werden noch heute stets akute Problemstellungen diskutiert, woran sich die anwesenden Ausländer in selbstverständlicher kollegialer Weise beteiligen konnten und können.

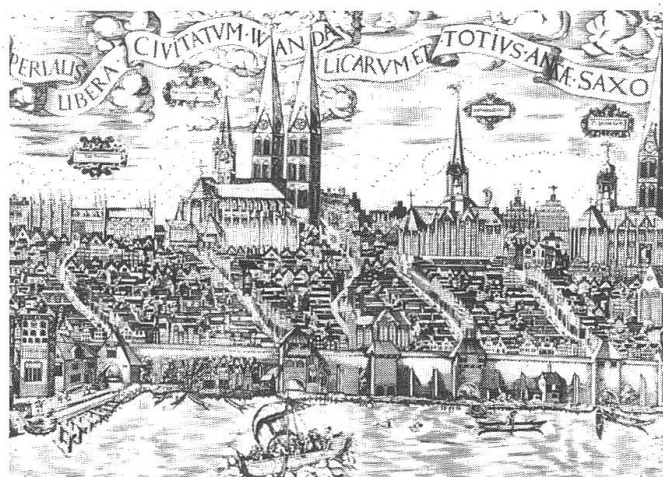
Nach dem beruflichen Gedankenaustausch blieben stets auch die menschlichen Begegnungen gewinnbringend. Ich persönlich fand in diesen Kreisen sogleich gute Aufnahme, wahrscheinlich weil ich stets intensiv mitzuwirken versuchte, immer vielseitig interessiert war und wohl deshalb keine Kontaktschwierigkeiten hatte. Aus freundlichen Berührungen unter Kameraden sind da und dort in gegenseitiger Achtung und Anerkennung engere kollegiale Beziehungen entstanden, die vereinzelt über diese Anlässe hinaus lebendig geblieben sind und oft sogar noch gewisse Vertiefungen erfahren haben. Ab und zu von mir in der Versammlung oder in persönlichen Gesprächen vorgebrachte Anregungen und Vorstösse sind nicht selten mit Beifall aufgenommen worden.

Die kriegsversehrte Stadt Lübeck und ihr Burghloster

Ende Juni 1971 wurde damals die alljährliche Zusammenkunft der Bundesdeutschen Denkmalpfleger in der christlichen Schulungs- und Erziehungsstätte des kleinen Ortes Sägeberg im Lande Schleswig-Holstein abgehalten. Dem vorhandenen baulichen Rahmen entsprechend, war sie so etwas wie ein beruflicher Weiterbildungskurs und demgemäss mustergültig in klausurähnlicher Abgeschlossenheit mit grundsätzlichen Inhalten angelegt. Den lehrhaften Hauptbestandteil dieses Treffens, der sich hier vornehmlich in Gruppenarbeit abwickelte, ergänzten zwei wichtige Exkursio-

nen mit praktischen und theoretischen Fragestellungen. Der erste dieser interessanten Ausflüge führte uns nach Lübeck – von ihm wird anschließend die Rede sein; der zweite ging nach Hamburg, er soll später Erwähnung finden. Beginnen wir also mit der Geschichte und dem Augenschein in der einstigen Freien und Hansestadt Lübeck. Nachdem eine frühere Siedlung dieses Namens untergegangen war, wurde Lübeck durch Graf Adolf II. von Holstein-Schauenburg 1143 neu gegründet. Heinrich der Löwe stattete die Siedlung 1157 mit Rechten und Freiheiten aus, 1158 kam sie in seinen Dienst. Auch kirchlich entwickelte sich die Stadt rasch zu einem Mittelpunkt, was darin seinen Ausdruck findet, dass sie 1163 zum Sitz des Bistums Oldenburg wurde. Die Stiftung des Domes fällt in das Jahr 1173. Von 1201 bis 1225 war Lübeck dänisch, 1226 hat es Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen für alle Zeiten zur Freien Reichsstadt erklärt.

Von Anfang an war Lübeck durch seine äusserst günstige Lage zur Handelsstadt prädestiniert. Die grossen Einkünfte aus den Kaufmanns-Tätigkeiten liessen eine prächtige mittelalterliche Altstadt entstehen, mit der in Backstein errichteten gotischen Marienkirche des 13./14. Jahrhunderts, mit dem Rathaus (13./17. Jahrhundert), mit der Katharinenkirche (14. Jahrhundert), mit dem Holsten- und Burgtor (15. Jahrhundert). Lübeck hatte so grosses Ansehen, dass man zahlreiche Städte nach lübischem Recht anlegte, u. a. Greifswald, Königsberg, Reval. Im 14. Jahrhundert erhob man Lübeck zum Vorort der Hanse. Die Reformation wurde hier 1530 vollzogen. Religiöse Auseinandersetzungen im 16. Jahrhundert und der Zerfall der Hanse führten jedoch dazu, dass die Entwicklung der Stadt dann stagnierte; ein Grund dafür, dass ihr mittelalterliches Stadtbild zum grossen Teil erhalten blieb. Zu diesem gehören auch zahlreiche Bürgerhäuser und Salzspeicher oder z. B. das St.-Annen-Kloster (Museum). 1815 kam Lübeck als unabhängiger Stadtstaat zum deutschen Bund. Im 2. Weltkrieg erlitt die Innenstadt ganz schwere Zerstörungen. An Wiederaufbau, Sanierung und Revitalisierung der grossarti-



Lübeck: Ansicht von Osten (Holzschnitt von Elias Diebel um 1552. Ausschnitt).

gen Altstadt war bis dahin, d. h. 1971, das erforderliche nur zögernd und z. T. auf unzulängliche Art erfolgt. Man verbreiterte oder begradigte auf ebenso unnötige Weise alte Gassen- und Strassenläufe oder «kernte» historisch überlieferte Hinterhofgebäulichkeiten aus. Und da und dort entstanden im Herzbereich zu gross dimensionierte und fremdwirkende Kaufhäuser, Garagen und Mietskasernen als ziemlich notdürftige und gestaltlose Betongebilde. Das Risiko, dass die Spekulanten sich des alten Zentrums künftig noch mehr für ihre zweifelhaften Geschäfte bedienen würden, nahm beängstigend zu. Der einstens stolzesten und herrlichsten unter den sehr schönen Ostseestädten drohte damit die Gefahr, langsam aber sicher zu einer banalen Siedlung herabzusinken. Diese entsetzliche Vorstellung bestürzte mich sehr. So etwas kann und darf doch nicht sein, sondern muss verhindert werden, das war meine Reaktion darauf. Ergriffen von dem dadurch ausgelösten Unbehagen, schlug ich den versammelten Kollegen vor, eine grosse Aktion mit dem Aufruf «Rettet Lübeck» zu starten. In diese Bewegung sollte man auf höchster Ebene ganz selbstverständlich vor allem die Stadt, aber nicht nur sie, sondern auch das Land und zugleich den Bund so-

wie Europäische Gremien miteinbeziehen, da es sich ja um das Überleben einer städtebaulichen Perle des Mittelalters im Abendland handle. Und dem Appell stimmten alle Anwesenden vorbehaltlos zu. Er richtete sich an die vorgenannten Adressaten in Lübeck, Kiel, Bonn und Paris. Aber in allererster Linie anzusprechen – auch darüber herrschte Einigkeit – war die Bürgerschaft des alten Hauptes der Hansestädte als eigentliche Trägerin des bedeutungs- und verantwortungsvollen Vorhabens. Es galt ein besseres und entwicklungsfähigeres Planungskonzept für die Sanierung, Konservierung, Restaurierung und Modernisierung des historischen Kerns zu erarbeiten, die zusammen mit diesbezüglich aufzustellenden Richtlinien für das künftige Handeln wegweisend sein müssten.

Siebeneinhalb Monate später, das war am Wochenende vom 5. auf den 6. Februar 1972, veranstaltete die Stadt Lübeck gemeinsam mit der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeiten und der grossen Ortszeitung «Lübecker Nachrichten» in ihren Gemarkungen und für ihre Bewohner die grossangelegte Rettungsaktion «Rettet Lübeck». Das Kolloquium – also eine wissenschaftliche Unterhaltung – begann mit einer Begrüssungsansprache des Bürgermeisters im Audienzraum des Rathauses und der Eröffnung einer sachbezogenen Ausstellung im danebenliegenden Börsensaal. Dann kam es zum Verlesen von fünf gutachterlichen Vorträgen zu von den Veranstaltern gestellten Themen, deren Verfasser vier namhafte deutsche Universitätsprofessoren und Experten in solchen Belangen waren sowie ich aus der Schweiz.

Im Anschluss an die zur Hälfte morgens und zum Teil nachmittags abgehaltenen Referate folgte jeweils deren gemeinsame Erörterung innerhalb des ansehnlichen Zuhörerkreises, der sich aus verschiedenen hoch angesehenen Leuten zusammensetzte; so waren dabei Persönlichkeiten aus Politik (etwa der Bundesinnenminister, einige Bundestagsabgeordnete, der Landesinnenminister etc.), aus der Wirtschaft, aus der Kultur und aus einigen Bürgergruppen, welche sich besonders um

den hier zu besprechenden Fragenkomplex kümmerten. Im Verlauf des Meinungsaustausches wurde die Bildung eines Kuratoriums, also einer Aufsichtsbehörde, in dieser Angelegenheit vorgeschlagen, dessen Vorsitz dem Bundeskanzler anzubieten sei. Überdies verlangte man ein baldiges Festlegen des zu sanierenden Gebietes und der nötigen Massnahmen zur Wiederherrichtung der Altstadt. Alle Anwesenden sprachen sich zugunsten einer sorgsam Rettung der noch vorhandenen historischen Substanzen aus.

Am Abend desselben Tages wurden die nämlichen Problemstellungen vor über 700 besorgten Männern und Frauen im Kolloosseum öffentlich diskutiert. Dabei beteiligten sich der Bundesinnenminister, der Landesinnenminister, der Bürgermeister und wir fünf Fachreferenten vom Podium aus in Vortrag, Rede und Antwort. Grundsätzliches wurde ausgesprochen, Denkanstösse erfolgten, Anregungen und Ideen tauchten auf, Finanzhilfen wurden erwogen und in Aussicht gestellt vom Bund und vom Land. Die Hansestadt Lübeck, das war aus allen Voten zu entnehmen, ist mit aller Deutlichkeit aufgefordert, jede taugliche Rettungsmöglichkeit in Erwägung zu ziehen. Um das hochgesteckte Ziel zu erreichen, sollten auch Initiativen ergriffen werden – aus der Bürgerschaft, aus der Wirtschaft, aus den politischen Parteien und aus der Verwaltung.

Noch bei zwei weiteren Besuchen in Lübeck fand ich Gelegenheit, mich selbst über den jeweiligen Stand der Altstadtsanierung und die bis dahin erzielten Fortschritte zu orientieren. Das nächste Mal war am 17. und 18. Oktober 1974, als man mich wegen einer anderweitigen Begutachtung nach Lübeck gebeten hatte. Damals durfte ich mit grosser Genugtuung feststellen, dass dank verbesserter Pläne und guter Ortssatzungen für das Sanierungsgebiet, die, wie gefordert, bald vorlagen, der Bund das Vorhaben über das Städtebauförderungsgesetz finanziell kräftig unterstützt und auch das Land daran ebenfalls ansehnliche Beiträge leistet. Auch bei der bisherigen Verwirklichung einiger Aufgaben sah man vielversprechende Ergebnisse. Und im Juni 1983, auf einem Ausflug von

der Hamburger Tagung aus, durfte ich mich über die damals vorgelegenen ausgezeichneten Leistungen uneingeschränkt freuen. Das Unternehmen Altstadtsanierung in der alten Hansesiedlung darf als geglückt betrachtet werden. Der alte Kern von Lübeck ist gerettet. Mein Aufruf von Juni 1971 hat gute Früchte getragen. Gott sei Dank.

Jetzt nochmals zurück zum 17. und 18. Oktober 1974. An jenen Tagen habe ich mich mit zwei anderen ausländischen Kollegen, nämlich Harald Langberg, Dänemark, und Rudolf Meische, Niederlande, sowie den beiden deutschen Länderkonservatoren Dietrich Ellger, Münster, und Gottfried Kierow, Wiesbaden, im einstigen Vorort der Hanse, also in Lübeck, eingefunden. Wir waren vom Kulturminister des Landes Schleswig-Holstein als Sachverständige gebeten worden, zur geplanten Instandsetzung und Herrichtung der ehemaligen Burgklosteranlage für Zwecke eines kulturhistorischen Museums in einer Expertise gemeinsam Stellung zu beziehen. Nach einem gründlich vorgenommenen Augenschein und sorgfältiger Durchsicht aller Projektpläne kamen wir fünf Gutachter zum Schluss, dass eine verantwortbare Rekonstruktion des ehemaligen mittelalterlichen Dominikanerklosters – die früheste Niederlassung dieses Ordens im Norddeutschen Backsteingebiet – nicht möglich sei, da die vorhandenen Quellen hierzu nicht ausreichen.

Aus dieser Erkenntnis haben wir empfohlen, den bestehenden Zusammenhalt von ganz altem Bestand und neugotischer Überbauung zu akzeptieren: denn konstruktiv sei die vorhandene Substanz derart gut, dass sich von diesem Gesichtspunkt her keine Erneuerung aufdränge; zudem würde die Entfernung der Partien des Historismus das mittelalterliche Gefüge äusserst gefährden. Die neugotische Umgestaltung am Äusseren des einstigen Klosters schaffe ebenfalls einen formalen Zusammenhang mit den umgebenden historischen Gerichtsbauten. Im Kreuzhof, der auf keinen Fall zum Innenraum umgewandelt werden dürfe, sei die Aufeinanderschichtung von Architektur unten des 14. Jahrhunderts und oben der Neugotik erträglich, insbesondere wenn man an

eine hier erforderlich erscheinende Begründung denkt. Dem Verzicht auf die volle Wiederherstellung der mittelalterlichen Gestalt stehe der Gewinn wohlhaltener Raumformen des 19. Jahrhunderts gegenüber sowohl in der Gerichtsstätte als auch in den beiden ehemaligen Gefängnisflügeln. Die Lokalitäten, so fügten wir noch bei, liessen sich nicht nur für die Zwecke eines Museums gut nutzen, sondern bildeten darüber hinaus einen gewissen Eigenwert als Zeugnis des Gerichtswesens im ausgehenden 19. Jahrhundert.

Als Vorbedingung für jegliche weitere Behandlung legten wir folgende Dringlichkeiten fest: Keinerlei Aufschub verträgt die Substanzsicherung, eine masslich genaue Bauaufnahme muss sofort erstellt werden, sodann sei die Durchführung einer archäologischen Untersuchung erforderlich. Für unabdingbar erachteten wir den Vollzug von sorgfältiger, baugeschichtlichen Analysen. Ferner sollte man nach noch vorhandenen Resten der Architekturfarbgebung und Wandmalereien sondieren. Das Heranziehen von Museumsfachleuten zur Beratung des Bauprogrammes erschien uns nötig. Für wichtig hielten wir ferner die Wahl eines Architekten, der die Aufgabe in erster Linie als Dienst an der Bewahrung der überlieferten Baugestaltung auffasse und fähig sei, aufs Engste mit Denkmalpflegern und Museumsleuten zusammenzuwirken.

Mit einer solchen differenzierten Beurteilung glaubten wir für diese heikle Unternehmung einen verwirklichungsfähigen Weg gewiesen zu haben. Auch unsere sachbezüglichen mündlichen Erörterungen vermochten die künftigen Nutzer der Gebäulichkeiten sofort zu überzeugen. Es bestand damit die berechtigte Hoffnung, dass man auf der Basis unserer Begutachtung das diffizile Vorhaben einer guten Lösung zuführen könne. Und diese Erwartungen sind in der Folge auch bestens erfüllt worden. Soweit meine Hilfestellung für Lübeck.